

Eine innige Beziehung?

Die Neue Musik und die Musikhochschulen

Florian Hauser im Gespräch mit Dieter Ammann (Professor an der Hochschule Luzern – Musik und Komponist), Isabel Mundry (Professorin an der Zürcher Hochschule der Künste und Komponistin), Stephan Schmidt (Direktor der Musikhochschulen FHNW/Musik-Akademie Basel und Gitarrist), Marcus Weiss (Professor an den Musikhochschulen FHNW/Musik-Akademie Basel und Saxofonist)

Sind Musikhochschulen von der Realität abgeschottete Räume? Oder vielmehr ein lebendiger und aktiver Teil der Neue-Musik-Szene? Bewahren sie den klassischen Kanon oder gestalten sie mit Innovationen das öffentliche Musikleben mit? Vier Protagonisten von drei Schweizer Musikhochschulen erkunden gemeinsam am runden Tisch, welchen Stellenwert Musikhochschulen heute in der Gesellschaft und in der Kulturlandschaft einnehmen.

Florian Hauser: *Wie alle Auszubildende haben Sie nicht nur Leidenschaft für Ihr Fachgebiet, sondern tragen auch Verantwortung und Sorge für Ihre Schützlinge, die Sie ja auf ihre weitere Karriere bestens vorbereiten wollen und müssen. Sprechen wir über das Thema, wie viel die Musikhochschulen mit dem «richtigen» Leben draussen zu tun haben, ob sie nicht Elfenbeintürme, Klöster und Museen sind, weit weg vom Puls der Zeit. Hat sich in den letzten Jahren denn inhaltlich viel verändert in der Hochschule?*

Isabel Mundry: In den 13 Jahren, in denen ich an der Zürcher Hochschule der Künste bin, hat sich eigentlich fast alles verändert. Das generelle Interesse am Interdisziplinären, das man auch in jedem Donaueschinger Konzert beobachten kann, ist bei uns Realität. Das greift auch tief in die Studienstrukturen ein. Ich hatte vor kurzem einen Studenten, der so interdisziplinär denkt und arbeitet, dass ich ihm empfohlen habe, den Einzelunterricht in drei Teile zu splitten: Komposition, Philosophie, Kulturwissenschaft. Da haben wir das Studium entsprechend angelegt. Es kommt aber auch vor, dass Studenten im Lauf der Zeit anderswohin driften. Würde ich das dann alleine mentorieren, käme ich auf ein Terrain des Dilettantismus. Deshalb hole ich mir auch immer wieder andere Kollegen in den Unterricht herein.

Florian Hauser: *Sie alle haben die Bolognareform, also die Transformation der klassischen Konservatorien in das, was man heute Musikhochschule nennt, miterlebt und mitgestaltet.*

Stephan Schmidt: Ja, das war ein Aufbruch und die interdisziplinäre Arbeit war sehr attraktiv, gesucht und gewollt.

Florian Hauser: *Und ist heute ein Faktor, auf den Sie immer mehr reagieren müssen? Weil die Interdisziplinarität heute wichtiger ist denn je?*

Isabel Mundry: Ich würde das als Erweiterung sehen und nicht sagen: ich muss reagieren. Es interessiert mich auch zu reagieren. Und ich finde, es ist nicht nur die Frage, ob ich darauf reagiere, wohin sich die Kunst bewegt. Sondern wie ich als Dozentin auch selbst Input gebe: Wo sehe ich Forschungsfelder, Fragen, Realitäten, bei denen ich es sinnvoll finde, sie in die Hochschule einzubringen?

Stephan Schmidt: Die Frage nach dem Interdisziplinären ist natürlich in aller Munde und überall präsent. Gleichwohl hat sich für mich auch die umgekehrte Frage in den Vordergrund gestellt: Wieviel Handwerklichkeit braucht es eigentlich noch, um sinnvoll interdisziplinär arbeiten zu können? Eigentlich sind wir ja überall interdisziplinär unterwegs und dabei mehr oder weniger kompetent. Insofern ist es ein ganz wichtiger Aspekt, dass man Spezialisten beizieht. Die Gefahr des Alles-gleichzeitig-Machens und überall präsent zu sein, sich kompetent zu fühlen, das scheint ein Zeitphänomen zu sein, das auch einige Unsicherheit bringt.

Dieter Ammann: Das ist so. Wie unsere Welt ist halt auch die Ausbildung zum Komponisten nicht mehr eine eindimensionale Angelegenheit. Ich finde auch, dass die Musikhochschulen einerseits reagieren müssen und auch proaktiv reagieren müssen, wenn es um das spätere Berufsfeld geht – wenn ich sehe, wie heute Musik gemacht wird und wie vieles multimedial verknüpft ist. Das muss im Angebot sein. Für unsere Luzerner Studenten der Music and Art Performance ist Komposition nur ein Bruchteil

ihres Aktionsfeldes. Nur: Es gibt auch heute noch Studierende, die möchten einfach nur lernen, wie man auf handwerklich hohem Niveau Musik komponiert. Die Musikhochschulen müssen beides anbieten können. Und sie müssen ihre Dozenten da einsetzen, wo sie ihre absoluten Stärken haben.

Stephan Schmidt: Aber die Frage, die dahinter steht und nach Antworten drängt, ist schon die: Sind wir eine Institution, die auf irgendeine Art einen Kanon vermittelt, oder ist es unsere Aufgabe auf das zu reagieren, was sich im Markt tobend äussert, oder beides?

Florian Hauser: *Sie alle sind im selben Zwiespalt – zwischen der Lehre, dem Kanon, der altherwürdigen Neuen Musik mit grossem N zwischen Schönberg und Lachenmann, und einer anderen, jungen neuen Musik, die sich mit kleinem n schreibt und eine höchst disparate lebendige Musik ist, die an den Rändern ausfranst und Grenzen zwischen den Genres überschreitet, die Verbindungen eingeht mit Video, Performance, Installation, Clubmusik und verrückten neuen Formen. Elektronik sowieso.*

Isabel Mundry: Die eine Option ist: eine Komponistin, ein Komponist will Musik schreiben, egal wie, und bedient sich noch der traditionellen Medien (Notation, Instrumente, Stimmungssysteme etc.). Dieser Bereich des klassischen Mediums trägt eine Geschichte in sich und ich betrachte es als meine Profession, dort Präzision anzulegen. In einem Werkgespräch gibt es etwas zu diskutieren und das legt sich hinein in eine Differenzierungsgeschichte. Die haben wir am Hals, und sie ist ja auch ein Geschenk. Auf der anderen Seite gibt es so etwas wie ein kompositorisches Denken, das sich zwar nicht des traditionellen Mediums bedienen will, das aber derjenige, der es erzeugt, trotzdem im Kontext Komposition angesiedelt sehen möchte. Ich hatte mal einen Studenten, der hat beim Uraufführungsabend einen Film gezeigt. Es kam kein einziger Ton vor, aber es war ganz klar ein Stück im Konzertkontext. Umgekehrt hat unlängst ein bildender Künstler Schönbergs *Verklärte Nacht* in einem Ausstellungsraum sehr kunstvoll installiert.

Florian Hauser: *Die beiden driften jeweils in einen anderen Rezeptionsraum.*

Isabel Mundry: Ja, und wenn wir einen solchen Studenten an der Hochschule hätten, würde ich anbieten können, ihn zu coachen, und ich würde die Diskussion anregen. Doch schon bald käme der Punkt, wo dann der Dilettantismus losgeht. Wenn also der Student mit dem Film sich im Feld Komposition verorten will, gibt es Kriterien des kompositorischen Denkens, die ich mit ihm diskutieren kann. Und es gibt andere Kriterien des Filmischen, da bin ich Dilettantin.

Marcus Weiss: Ich denke aber, das Dilettantische und das Spiel damit – das nicht vollendete Kunstwerk machen zu wollen – das ist auch ein Teil dieser Bewegung.

Florian Hauser: *Wenn Sie als Dozierende sich als Dilettanten fühlen, können Sie Kollegen zuziehen und Abhilfe schaffen. Wie ist das aber mit dem Dilettantismus unter den Studierenden? Ist der nicht geradezu nötig? Es gibt ja die schöne kleine*

Schwester des Dilettantismus, das ist die kindliche Lust am Spielen.

Marcus Weiss: Was mich fasziniert: Wir haben ja an der Musikhochschule Basel einen Master-Studiengang für zeitgenössische Musik mit einer Klasse von etwa 16 Interpreten verschiedener Herkunft mit verschiedenen Instrumenten. Die haben das Bedürfnis zu spielen und etwas aufzumischen. Sie setzen sich mit Komponisten und ihren Werken auseinander, sehen: das sind interessante Stücke, spannende, trockene oder auch mal überbordende Stücke. Jedenfalls ist da ein Bedürfnis, über das Klassische hinaus zu gehen. Ich kann das verstehen. Musik ist ja nie direkt, sondern gebunden an die Ausführenden. Die bildende Kunst dagegen hat unter ganz anderen Bedingungen ja schon seit dem 2. Weltkrieg sich einen Freiraum geschaffen, der nichts mehr mit Akademien am Hut hat.

Isabel Mundry: Ja, aber die bildenden Künstler denken ja interessanterweise neu über das Interdisziplinäre nach.

Marcus Weiss: Sind aber doch breiter aufgestellt, denke ich. Und junge Musiker, für die es fast schon normal ist, bei Studienabschluss mit einem selbst gegründeten Ensemble in die Welt zu treten, möchten das auch. Sie wollen nachdenken über neuen Konzeptualismus, Diesseitigkeit, Gehaltsästhetik und solche Dinge. Sie wollen nachdenken und es ausprobieren.

Florian Hauser: *Sie befürchten also nicht, dass sich innerhalb der Hochschule so etwas wie blinde Flecken bilden, die das, was draussen passiert, nicht mehr abbilden? Weil eben die neue Musik draussen in der Welt sich zu schnell erneuert, sich ständig und immer schneller neu erfindet und immer schon woanders ist? Wie der Igel im Märchen. Der Hase läuft immer hinterher.*

Isabel Mundry: Ich glaube nur einfach, wenn wir sagen: Wir sind eine Institution, die dafür da ist, die Individualität und damit auch das Interdisziplinäre zu unterstützen, dann fangen wir an über Kriterien nachzudenken, wie wir es unterstützen. Nehmen wir mal an, man hat eine Werkidee, in der sich die Genres mischen. Dann ist klar, dass das Einzelne in seiner Differenzierung relativ wird.

Dieter Ammann: Und es gibt übergeordnete Qualitätskriterien, die mit Kategorien oder mit der Produktionsweise erst mal nichts zu tun haben. Solange man spürt, dass ein Student eine Zeitgestaltung mittels künstlerischem Willen hinbekommt (per Bild, Ton, Film oder was auch immer), solange soll man ihn unterstützen. Wenn er sich aber versteckt und immer dann, wenn es zur Sache geht, die Disziplin wechselt, reagiere ich allergisch.

Florian Hauser: *Die Musikhochschule hat den Vorteil, einerseits Spielerei und Dilettantismus zuzulassen in einem geschützten Raum, in dem die Studentinnen und Studenten, bevor sie in den Markt freigesetzt werden, wachsen und reifen können, und andererseits aber den Kanon zu vermitteln. Kommen wir auf die Anfangsfrage nach Elfenbeinturm, Kloster und Museum zurück: Was ist der Kanon heutzutage?*

Isabel Mundry: Ich würde sagen, der Kanon hat sich individualisiert – aber die einzelne Arbeit hat immer einen. Die einzelne

Arbeit baut immer auf irgendeiner Geschichte auf und das ist meine permanente Fortbildung. Dass ich nicht sage, du musst erstmal Schubert hören, sondern vielleicht die Bücher von XY lesen.

Florian Hauser: Trotz aller Individualisierung: Sehen Sie die Gefahr, dass die Musikhochschulen nicht genug für die Innovation tun? Dass sie sogar echte Innovation behindern?

Stephan Schmidt: Das glaube ich nicht, aber die Schulen müssen der gefährlichen Falle der selbstreferentiellen Blasenbildung entgehen. Viele Musikhochschulen sind heute schon Teil des Musikmarktes, insbesondere gerade der Neuen Musik.

Florian Hauser: Was meinen Sie? Dass die Musikhochschule mit ihrer Infrastruktur, ihren Interpreten, ihrem Fachpublikum Aktivitäten anzieht und verlagert, die vorher «draussen» stattgefunden haben?

Stephan Schmidt: Ja, dass wir in manchen Bereichen so verwachsen sind mit dem Markt, dass wir fast Gefahr laufen, zu reproduzieren, was der Markt verlangt, obwohl wir ja gerade das nicht zu tun hoffen. Denn eigentlich sollte eine Institution ja ein gutes Sprungbrett sein, eine Hilfe in Richtung einer nachhaltigen Laufbahn junger Musikerinnen und Musiker und sie sollte auch zur notwendigen Weiterentwicklung der Musik beitragen. Die Idee wäre, dass wir junge Leute, die kreatives Potenzial mitbringen – aus welcher Richtung auch immer – und die Fähigkeit zum künstlerischen Ausdruck mit Qualität verbinden können, dass wir diese Leute suchen und ihnen beste Möglichkeiten für ihre Entwicklung bieten. Doch wir stellen eben fest, dass wir auch gelegentlich Stereotype erzeugen.

Marcus Weiss: Aber wir stellen auch Markt her. In Basel etwa gab es in den letzten 15 Jahren eine Menge Ensemblegründungen – das sind oft ehemalige Studierende der Hochschule, die jetzt draussen spielen. Natürlich gibt es all die grossen, internationalen Festivals, aber in der Schweiz selbst bestimmen den Markt die Musiker, die in eine schon bestehende Szene hineinwachsen. Insofern habe ich nicht allzu viel Angst vor dem Selbstreferentiellen. Wir (Musiker) und ihr (Hochschulen) bringen da immer wieder neuen Wind in den Markt.

Stephan Schmidt: Nicht zu vergessen ist, dass wir auch Musiklehrer ausbilden. Wir möchten, dass unsere Absolventen in vielerlei Hinsicht erfolgreich sind, dass sie unterrichten können, dass sie arrangieren können etc. und all die Dinge gut beherrschen, die es für eine freudvolle Karriere braucht. Da stellt sich aber die Frage: Haben wir sie genug vorbereitet, dass sie auch kleine Kinder an eine Musiksprache heranzuführen können und sie sich selber gleichzeitig in dieser Musiksprache zu Hause fühlen?

Florian Hauser: Sind Sie damit zufrieden, wie Sie Ihre Studenten vorbereiten?

Isabel Mundry: Wir haben einerseits die Verantwortung, mit den Studierenden ins Gespräch zu kommen, mit ihnen nachzudenken, Ratschläge zu geben und Illusionen zu nehmen, wenn einer glaubt, er bekomme jetzt einen Auftrag nach dem anderen. Und wir haben andererseits eine Verantwortung nicht

nur dem Markt gegenüber, sondern (ganz pathetisch gesagt) der Welt. Das Verhältnis Kunst – Welt ist zu bedenken. Was könnte politische Relevanz, was könnte mögliche Intervention sein? Was ist, wenn unendlich viele Flüchtlinge in unsere Länder kommen: Können wir so tun, als ob uns das gar nichts angeht, und weiterhin unsere Streichquartette schreiben? Da haben wir als Lehrende auch eine Pflicht der Reflexion.

Marcus Weiss: Es gibt etwa seit zehn Jahren – wir sind in Basel nun seit sieben Jahren dabei – in verschiedenen Kombinationen einen Master-Studiengang Performance Zeitgenössische Musik. Seit wir dieses Format gefunden haben, weil wir davon träumten, dass Neue Musik auch an die Akademie muss, seit dieser Zeit etwa ist die reine Instrumentalmusik stark in Frage gestellt.

Isabel Mundry: Ein Kollege erzählt mir, es gibt Studenten, die zur Aufnahmeprüfung kommen und gar nicht Noten lesen können. Sie machen spannende computergenerierte Stücke – und die haben dann oft den Wunsch, Kontrapunkt zu lernen. Das heisst, wenn ich das übersetze: egal, was wir tun, wir kommen in Berührung mit dem, was wir «kulturelles Gedächtnis» nennen. Auch wenn Studenten von ganz anderen Gebieten herkommen, bringt sie das an der Musikhochschule mit Fragestellungen in Berührung, die sich von selbst vernetzen. Das ist immer wieder eine spannende Oszillation.

Dieter Ammann: Wir haben heute alles gleichzeitig zur Verfügung, das Bewusstsein was ist, was war – von daher müssen wir auch breiter fahren im Angebot.

Florian Hauser: Die Andockstellen für die Absolventen fehlen aber womöglich.

Stephan Schmidt: Früher war es vielleicht etwas einfacher: Nach dem klar strukturierten Studium ging man entweder an die Musikschule unterrichten oder ins Orchester oder beides und gab noch gelegentlich Konzerte. Das ist im Kern heute zwar nicht anders, aber das Berufsbild ist so offen und so vielfältig geworden, dass wir auch vielfältigere und individuellere Entwicklungsmöglichkeiten geben müssen. Wir müssen den Studentinnen und Studenten bewusst machen, dass die Gestaltungsfähigkeit ihres Werdegangs ganz massgeblich von ihrer Fähigkeit abhängt, sich an die komplexe und schnell verändernde Umwelt anzupassen.

Florian Hauser: Und wie machen Sie das?

Stephan Schmidt: Indem wir grösstmögliche Individualisierung ermöglichen und Ausbildungsprogramme anbieten, die in einem zweiten Masterstudium neue Horizonte aufzeigt. Oder auch schon während der Ausbildung, dazu hinführen, indem man die Abgrenzungen öffnet.

Marcus Weiss: Mit der Breite des Angebots differenziert sich die individuelle Laufbahn heute sehr. Man geht nicht einfach in eine Hochschule und hat da 70 Prozent Ausbildung bei einem Meister und noch 30 Prozent Individualität.

Florian Hauser: Sie müssen den künstlerischen Willen im geschützten Rahmen des Hochschul-Elfenbeinturms sich entwickeln lassen, Sie müssen ihn schärfen, Sie müssen den



individualisierten Kanon vermitteln. Was ist denn nun das Gebot der Stunde, was bleibt zu tun?

Dieter Ammann: Jeder junge Mensch, der bei uns studiert, hat seinen eigenen Rucksack dabei. Im besten Fall kann man versuchen, ihn in die Richtung zu lenken, die in ihm angelegt ist. Das ist die Individualisierung der Ausbildung. Auf der anderen Seite finde ich den Kanon sehr wichtig. Daher würde ich nie etwa Theorie gegen Komposition ausspielen. Früher war das eine Riesendiskussion. In Deutschland konnte man Komposition ohne Theorie studieren, in der Schweiz konnte man das lange nicht.

Stephan Schmidt: Ich habe das Gefühl, wir sind gut aufgestellt, mit dem, was wir in den Musikhochschulen anbieten und machen. Aber die Gesellschaft um uns herum nimmt nicht mehr so ganz wahr, warum es uns in dieser Form braucht. Und politisch sind wir abhängig von parlamentarischen Systemen, die mit Mehrheiten arbeiten. Von den Parlamenten, die uns finanzieren, werden Fragen nach dem Ausländeranteil oder nach der *employability* gestellt.

Florian Hauser: *Das ist eine Realität, mit der Sie leben müssen.*

Stephan Schmidt: Absolut. Unsere Herausforderung in der Zukunft ist es, den politischen Mehrheiten transparent darzulegen, was die Hochschulen mit den finanziellen Mitteln machen; nur so können wir auch weiterhin stabil arbeiten. Heute ist ja alles globalisiert und vernetzt, das muss die Musik auch sein, anders kann sie gar nicht funktionieren. Trotzdem ist unsere jeweilige Basis oft sehr regionalpolitisch verankert und sie muss nachvollziehen können, warum sie uns eigentlich tragen soll.

Marcus Weiss: Wenn man immer nur vom Markt sprechen muss, einen Markt bedienen muss, dann hat man die Kunst schon über Bord geworfen. Dieser Markt ist sowieso eine Erfindung. Wir müssen, wir sollten es uns leisten können, den Politikern nicht für jeden Krümel Rechenschaft ablegen zu müssen. Mit einem Kunsthochschulgesetz beispielsweise würde man zeigen, dass man sich überhaupt den Begriff der Kunst leisten kann – das hätte grosse symbolische Kraft.

Dieter Ammann: Ich finde das eine unsägliche Diskussion. Schliesslich stellt der Staat für alle Eliten etwas zur Verfügung.

Florian Hauser: *Damit sind wir mitten in der Diskussion, was der Staat eigentlich anbieten soll. Aber zurück zur Neuen Musik und zur Musikhochschule. Was sind Ihre Visionen? Zumindest ja wohl, Inhalte in die Gesellschaft hineinzutragen, um auch jenseits der Klostermauern relevant zu sein ...*

Isabel Mundry: Natürlich. Mir sind zwei Begriffe zu gross: welche Gesellschaft? Und welcher Kanon? Solange wir uns in einem Terrain bewegen, das sich Musik nennt, gibt es Geschichtlichkeit. Beim Kanonbegriff wäre ich vorsichtig. Wir sind alle international und wir müssen auch mal ehrlich zugeben, unsere Studierenden sind in eine Gegenwart hineingeboren, die nicht mehr kanonisch ist. Das verpflichtet mich in einem zweiten Schritt, über Geschichtlichkeit als Phänomen nachzudenken. Und der andere Punkt: Kunst und Nicht-Kunst. Mir drängt sich gerade extrem auf, dass mir zurzeit viel Politisches über die

Lautlichkeit entgegen kommt. Da brüllen Parteien auch in einer bestimmten Intonation Phrasen in die Welt und die Klänge schreiben sich ein. Das macht mich unruhig als Komponistin. Daher haben wir auch noch eine andere Pflicht, als nur die Studenten individuell aufs Berufsleben vorzubereiten.

Dieter Ammann: Ich glaube, zwei Dinge sind wichtig: innere Vernetzung, auch transdisziplinäre. Das passiert ja in allen Hochschulen. Bei uns in Luzern – nur ein Beispiel – laufen die Jazzkomposition und die klassische Komposition spätestens ab den Vertiefungsmodulen zusammen, da wird man mit anderen Sichtweisen konfrontiert. Und das sozusagen von oben verordnet, also man kann sich gar nicht so stark im eigenen Elfenbeinturm einnisten. Also die innere Vernetzung ist wichtig aber auch die Vernetzung nach aussen.

Florian Hauser: *Das zeigen Sie alle proaktiv: hier passiert etwas in den heiligen Hallen. Die Musikhochschule Luzern zum Beispiel ist mit dem Lucerne Festival verknüpft, Bern war 2016 mit der Münchener Biennale für neues Musiktheater verknüpft, in Basel sind die Hochschulabsolventen als Mitglieder verschiedener Ensembles in der Öffentlichkeit präsent.*

Marcus Weiss: Das hat dann auch einen gewissen Repräsentationscharakter für die Schule. Zum Glück. Denn die Präsenz der Neuen Musik ist an einigen Hochschulen noch immer recht dürftig, was damit zu tun hat, dass oftmals die dort dozierenden Instrumentallehrer bestimmen, was der Kanon der Musik ist. Dieser Zug darf nicht abfahren.

Dieter Ammann: Ja, sonst sind wir wieder Konservatorien im Wortsinn.

Isabel Mundry: Bezogen auf die Musikhochschule ist meine Vision, dass sich der Graben zwischen Klassik und zeitgenössischer Musik irgendwann auflöst. Kunsthochschulbezogen im Allgemeinen wünsche ich mir noch viel mehr Neugierde und Diskurs, dass wir interdisziplinär noch viel mehr an einem Strang ziehen. Und drittens wünsche ich mir, dass unsere Absolventinnen und Absolventen noch viel selbstbewusster in die Welt hineingehen und darüber nachdenken, wie sie neue Formate erzeugen. Auf der Ensembleebene hat sich da in den letzten Jahren wirklich viel getan. Auf der Kompositionsebene spüre ich noch eine gewisse Ängstlichkeit nach dem Motto: Hauptsache, das Lucerne Festival lädt mich mal ein. Damit macht man sich extrem abhängig von einem Intendanten oder von der Presse. Da wünsche ich mir, dass sie das Systemorientierte und das Inhaltsorientierte gut trennen können.

Stephan Schmidt: Das Schwierige an unserer heutigen Situation ist ja, dass wir (die Musikhochschulen) und die Musik oft von aussenstehenden, scheinbar objektivierenden Perspektiven aus betrachtet, bemessen und beurteilt werden. Dabei wäre mein Wunsch, dass wieder mehr erkannt wird, dass Musik für alle Menschen lebenslang relevant ist und ihre absolut notwendige Qualität nicht ein «Leistungsziel» ist, sondern uns als menschliche Wesen unmittelbar betrifft. Deshalb denke ich auch, dass es uns gelingen muss, wieder mehr Menschen – auch und gerade parlamentarische Mehrheiten – dazu zu bringen, dass die Musik, die wir machen, sie nicht nur beeindruckt, sondern sie im Innersten berührt.